

Werk

Titel: Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris

Autor: Bretschneider, Heinrich Gottfried

Verlag: Nicolai

Ort: Berlin; Stettin

Jahr: 1817

Kollektion: Itineraria

Werk Id: PPN250545381

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN250545381> | LOG_0028

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=250545381>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Sie antreffen?" Wissen Sie was, meine Herrn! nehmen Sie noch einen Sprachmeister an, damit Sie desto geschwinder mit der Sprache fertig werden; und dazu empfehle ich Ihnen gegenwärtigen Herrn Freyfeld, der auch mein Sprachmeister ist. Er wird Ihnen sagen, wo ich in Versailles wohne, denn ich weiß es jetzt selbst noch nicht. — „Nein! zwei Sprachmeister dürfen wir nicht halten: aber wir wollen den andern ab danken, und diesen annehmen; nicht wahr, Johann?“ Der gab seinen Willen darein, und die Herren kamen richtig nach einiger Zeit nach Versailles mit Herrn F., und machten da Bockssprünge, die dem Leser nicht verhehlt werden sollen.

Herr Meier, der Gastwirth in der Rue des vieux Augustins, hatte inzwischen wegen meines langen Aufenthaltes in Compiègne eine hohe Meinung von mir gefaßt, die sich nun vermehrte, als ich nach Versailles ging. Er versah mich mit einem Schreiben an seinen Landsmann Schneß, der Schweizer an der königlichen Kapelle in Versailles war und ein Speisehaus hielt, darneben auch Zimmer vermietete.

Achtzehntes Kapitel.

V e r s a i l l e s .

An welchem Tage des Septembers ich von Paris nach Versailles fuhr, das kann ich nicht sagen. Das Tagebuch in meiner Schreibetafel

p

geht

geht nur bis Compiègne, und ich würde mich auch zeither nicht so gewissenhaft an die Anzeige der Tage gebunden haben: wenn mir nicht selbst die Rückerinnerung jedes Tages, nach Maßgabe seiner eigenen Plage, interessant oder erbaulich gewesen wäre. — In Versailles ging ich wieder an meine Arbeit, in welcher ich nun durch längere Übung viel Fertigkeit erlangt hatte; wozu ich sonst drei Tage gebraucht hatte, das vollendete ich jetzt in einem, und bekam daher Zeit und Muse genug, Versailles kennen zu lernen, alles Sehenswürdige zu besehen, und der Etikette ihren Zoll zu entrichten. Denn da ich nun mit den Papieren, so wie sie ankamen, geschwinder fertig wurde, und nur selten eigne deutsche Aufsätze zu verfertigen hatte: so blieb mir Zeit genug, mich auf ausdrücklichen Antrieb des Mr. G., täglich in dem Vorgemache des Duc d'Aiguillon zu gehöriger Zeit sehen zu lassen, und mich auch bei andern Gelegenheiten unter die Hofleute zu mischen, so, daß ich endlich mit Versailles so bekannt wurde, als ob ich da zu Hause wäre.

Weil man mich täglich in der Antichambre des Ministers sah, und er selbst mir oft im Vorübergehen einige Worte sagte, mich auch wohl bisweilen hinein zu sich rufen ließ: so bekam ich gar bald ein gewisses Ansehen von Wichtigkeit, sowohl bei Fremden, die in Geschäften oder Cour zu machen da standen, als bei den Leuten des Herzogs, die mich so, wie einen der ins Haus gehört, behandelten; aber keiner wagte es je, mich um
meinen

meinen Namen, oder meine Berrichtungen zu befragen; oder mit mir weitere Bekanntschaft als ich selbst wollte, zu machen. Einst führte mich ein Hausoffizier, wie es öfter geschah, um mir Kaffee zum Frühstück zu geben; da fand sich auch ein Hoffräulein der Herzogin ein, die, nach den gewöhnlichen Komplimenten, wissen wollte: „Ob ich schon lange in Versailles sey?“ und endlich: „Ob ich ein Engländer sey, und meinen Namen?“ Da nahm der das Wort, der mich herein geführt hatte. „Der Herr ist weder Engländer noch Franzose, und hat keinen Namen; er gehört zu den auswärtigen Geschäften“ — und das Dämchen schwieg, und fragte nicht weiter.

Es traf sich oft, daß ich geholt wurde, um dem Minister, in Beiseyn des M. G., eine oder die andere Stelle zu entziffern, oder aufzuklären; oft wurde ich auch noch an einen dritten Ort geführt, um Rechenschaft über einen oder den andern Ausdruck zu geben: denn mein Uebertrag aus den Ziffern wurde nicht alle Mal durchaus wörtlich ins Französische übersetzt, sondern oft nur synopsirt, oft auch nur von Mr. G. mündlich vom Blatte übersetzt, wobei ich zugegen seyn mußte.

Den König Ludwig XV. sah ich täglich, habe ihn oft sprechen hören, und dem Außerlichen nach, keinesweges als den entnervten Schlemmer, wie man ihn beschreibt, gefunden: sondern als einen schönen ältlichen Mann, der, wenn er z. B. des Sonntags über die große Spiegelgalerie in

die Messe ging, durch eine Menge Menschen, welche da versammelt war, den König zu sehen, so frisch und munter dahin schritt, daß man ihn für weit jünger halten mußte, als er wirklich war. Ich besah oft sein und seines Vorfahren, Ludwig XIV. Wohnzimmer, wenn der König in der Kirche war, auch war ich fast täglich in den königlichen Vorzimmern; denn ich hatte da einen Freund, den alten Leib-Schweizer des Königs, welcher immer unabgelöst die Person des Königs bewachen, und des Nachts sein Bett queer vor der Thür des königlichen Schlafzimmers aufschlagen, und da schlafen mußte. Dieser ehrliche alte Mann verschaffte mir überall Zutritt. Er war ein ächter Schweizer, moralisch und physisch. Fünfzig Jahre hatte er schon sein Amt verwaltet, und diese ganze Zeit meistens in dem Vorzimmer des Königs unter Ducs und Pairs, Bischöfen und Kardinalen, zugebracht, und noch sprach er nur sehr gebrochen französisch. Er zeigte mir das kleine Behältniß vor der Thür des Schlafzimmers, wo sein Bett am Tage einen Schrank vorstellte, den er Nachts herunter zog, daß er zum Bett wurde, und die Thür zum Könige versperrte. —

Die damalige Dauphine, nachmahlige unglückliche Königin, konnte ich alle Tage speisen sehen, wo ihr auf dem Tabouret nur eine Hofdame zur Seite saß, aber nicht mit essen durfte. —

Nur Sonntags soupirte der König mit seiner ganzen

ganzen Familie, wobei ich mich auch allezeit einfand, um in einer kleinen Entfernung die Personen selbst, und die seltsamen Tafel-Ceremonien zu beobachten. Dienstag Abends war im Winter 1772 gemeiniglich Ball bei der Madame Dauphine, wozu nur solche Zuschauer gelassen wurden, welche Billets hatten; mir wurde es nicht schwer, so oft ich es verlangte, eins zu bekommen.

Auch an den Reizen der bekannten Madame de Barri konnte ich mich fast täglich weiden; ich sah sie oft; und später wurde ich ihr vorgestellt, weil ich, wie man hören wird, in einem Geschäft für sie gebraucht wurde.

Zu allen diesen außerordentlichen Begünstigungen waren mir meistens die Schweizer behülflich, mit welchen allen ich durch meinen Hauswirth Schnez, den Kapellen-Schweizer, an den mich Meier in Paris empfohlen hatte, genau bekannt wurde; ich hatte bei diesem Kapellen-Schweizer Kost und Quartier.

Das Wort Kapelle hat hier nicht die Bedeutung der Musik des Königs, sondern der eigentlichen ersten Bezeichnung des Wortes: nämlich der kleinen Kirche im Schlosse zu Versailles, worin der König täglich Messe zu hören pflegt. Diese Kapellen-Schweizer hatten nichts anders zu thun, als gegenwärtig zu seyn, so lange die Messe dauerte, auf die Erhaltung der äußerlichen Ordnung und Stille zu sehen, und außer

außer dieser Zeit die leere Kapelle zu bewachen. Sie waren nicht Militärs, und hatten keine andere Waffen, als einen Degen, oder vielleicht auch Hellebarden, wenn sie im Dienste waren, welches ich mir nicht mehr zu erinnern weiß. Daß ihrer aber wenigstens zwölf waren, ersah ich bei einem Austritte, den ich erzählen will, weil etwas Charakteristisches der Nation dabei vorkommt. Es waren goldene Quasten von dem Prunktuche aus des Königs Betstuhle gestohlen worden; und wo mir recht ist, war es der Duc de Noailles, oder ein anderer Herzog, unter dem diese Schweizer standen, der sie sämmtlich in dem großen Schweizersaale des Schlosses versammeln, und ihnen durch einen Dolmetscher diesen Raub kund machen, und erklären ließ, daß einer aus ihrer Mitte der Thäter seyn müsse. Ich stand an dem großen Camine dieses Saals; die Kapellen-Schweizer formirten eine Linie, davon mich der linke Flügel berührte; und da mich Niemand weggehen hieß, so hörte ich, gleich nachdem der Duc ausgereedet hatte, daß die mir nahen Schweizer, die von ihm entfernt standen, unter einander auf deutsch fragten: Was ist gestohlen worden? — Goldene Quasten — und nun war ein allgemeiner Unwille — wie man nur einen Schweizer in Verdacht ziehen könne, Gold oder Silber gestohlen zu haben? Es entstand ein lautes Gemurmel von Klagen über eine solche Beschuldigung; die Linie warf sich in einen Haufen zusammen; ein wohlgewachsener junger Mann trat vor den Herzog, und sagte ihm auf gut deutsch, ohne alle

Wahl

Wahl in seinen Ausdrücken, alles was beleidigte Ehrlichkeit bei einer solchen Gelegenheit sagen kann; und schloß damit, daß ein Schweizer nie Gold und Silber stehlen werde. „Ja! wenns Wien (Wein) wäre — meinte er — da könnte eine solche Untersuchung wohl noch statt finden; aber über etwas anders schlechterdings nicht.“ Der alte Leibsweizer des Königs, dessen ich schon gedacht habe, zeigte sich auch darin als einen Schweizer, daß er in seinem kleinen Behältnisse, wo sein Bett war, einen kleinen Vorrath von Wein und vaterländischem Käse nie ausgehen ließ, und seine Freunde sub Rosa damit traktirte. Ein kleines Beispiel von der Naiveté dieses alten Schweizer-Patriarchen, verdient hier Platz. Ich stand an einem Sonntage, nebst vielen andern Menschen, auf der großen Spiegelgalerie, über die der König in die Messe zu gehen pflegte. Bei dieser Gelegenheit wurden ihm gemeiniglich, durch die Gesandten der Höfe, oft Freunde aus ihren Ländern, und von französischen Ministern oder Hofbeamten andere Leute vorgestellt, die etwas zu suchen oder sich für etwas zu bedanken hatten; welche alle der König, der auf einen jeden schon vorbereitet war, mit wenig Worten abfertigte.

An diesem Sonntage war auch ein Maroccaner in seiner Landesstracht, nebst einem Dolmetscher, auf dieser Gallerie, um dem Könige eine Bittschrift wegen eines ihm von den Franzosen weggenommenen Schiffes zu überreichen. Dem trägen Orientalen war es nicht möglich, sich so lange auf den

den Beinen zu erhalten, bis der König kam; er ließ sich einen Teppich auf den Fußboden breiten, und setzte sich darauf in der gewöhnlichen Positur; äußerte auch, nachdem er saß, Verlangen nach einer Pfeife Taback, welches ihm aber nicht verstattet wurde. Wie der halbschwarze Patron nun da auf der Erde saß, und von einem zahlreichen Zirkel neugieriger Franzmänner und Ausländer begafft wurde, da kam der alte Leib-Schweiger, von dem die Rede ist, auf mich zu, und machte meiner Statur das Kompliment „daß er mich doch immer hübsch über alle die Wälschen wegschauen sehe.“ Darauf wies er mit Fingern auf den Marockaner, äußerte einiges Mißfallen, daß er sich niedergesetzt hatte und sagte zu mir ganz ehrlich: „Er ist nicht von hier“ (nämlich der Marockaner). Ich mußte freilich über diesen kurzen Unterricht innerlich lachen; fragte aber doch den Alten: ob er glaube, daß ich den Mann mit seinem Turban für einen Pariser halte?

Nu, — nu, antwortete er: „Wenn der Herr erst eine Mummerei hier zu Lande sehen wird, da wird er wohl noch närrschere Kleider sehen — und sind doch nur Franzosen.“

Nach Versailles kamen nun auch die zwei deutsche Herren, die inzwischen unter Anweisung Herrn Freyfeld's den halben Peplier auswendig gelernt hatten. Er war mit ihnen gekommen, hatte gleich nach seiner Ankunft für alle drei ein Quartier besorgt, wo sie sich, man wird hören, ren,

ren, wie? umgekleidet hatten; und dann waren sie alle drei ausgegangen, mir einen Besuch zu machen. Weil es aber gerade Dienstag war, und ich als Zuschauer auf den Ball der Madame Dauphine gegangen war, so verkündete ihnen Herr Schneck, mein Hauswirth, daß ich erst spät nach Hause kommen würde. Freyfeld machte den Junkern den Vorschlag, in die Komödie zu gehen; sie wollten aber ihr Geld nicht umsonst ausgeben, weil sie doch nichts davon verständen. F. ging also allein.

Sich selbst und ihrem Johann überlassen, faßen sie nun den tollen Entschluß, auch auf den Ball der Dauphine zu gehen, und zwar aufgeputzt, wie folgt. Der älteste hatte einen schwarzen Rock von grobem Tuch an, woran man mit unter röthlich gewordene Fäden erblickte, bis auf den halben Rücken mit einem derben Kleister von Puder und Pomade überzogen; aber außerdem feine wollene schwarze Strümpfe; und gelbe tombackne Schuhschnallen. Der jüngere, ein leberfarbnes auch grobes Tuchkleid; Rock, Weste und Beinkleider einerlei, welches noch leidlich sauber war; weiße metallene Knöpfe, auch schwarze wollene Strümpfe und tombackne Schnallen. Beide schon in Versailles elegant frisiert, stark gepudert, Haarbeutel, wie sie in jenem Jahrzehend in der Reichstadt N** Mode waren, und grobe Wäsche. In diesem Aufzuge gehen sie gerade, Chapeau bas, nach dem Schlosse, treffen zum Unglück auf dem Hofe einen deutschen Schweizer, der

so dienstfertig ist, ihnen auf ihr Ansuchen die Zimmer zu zeigen wo der Ball war.

Ich stand in meinem Winkel um dem Tanze zuzusehen, und ließ mir nichts von dem träumen, was vor der Thür geschah, bis mir ein bekannter Schweizer winkte. Als ich an die Thür kam, hörte ich deutsche Stimmen von außen herein tönen, und besonders meinen Namen oft nennen. Man hatte sie bedeutet, daß ohne Billet hier Niemand herein gelassen würde, wogegen sie viel einzuwenden hatten. Sie machten sich unnütz, pochten darauf, daß sie deutsche Herren von Stande wären, welche überall auf freien Zutritt Anspruch hätten; und daß ihr Adel gewiß so alt und stiftsmäßig sey, als der des deutschen Herrn, welcher sich jetzt in dem Zimmer auf dem Ball befände. Das war nun Niemand anders als ich, den sie sehr oft mit Namen nannten. Dieses unbesonnene Betragen brachte mich auf; ich ging hinaus, und bat die Schweizer, ohne den lauten Klagen dieser saubern Herren Landsleute Gehör zu geben „sie möchten nur ihr Amt thun;“ dem zu Folge die jungen Herren nach dem Takte eines englischen Kontretanzes, der eben gespielt wurde, die Treppe hinunter gewälzt, und auf dem festen Erdboden abgesetzt wurden.

Doch das war nicht der schlimmste Streich den sie mir spielten. Am andern Morgen stellten sie sich bei mir zum Frühstück ein, als ob gar nichts vorgefallen wäre; und da F. mit kam, so fanden wir

wir Behagen daran, die Reichstädtisch = stiftsmäßigen Reichs = Ritter diesen Morgen und die folgenden Tage zu ihrem Besten wacker zu tummeln. Indessen führte ich sie doch an alle Orte, wo es nur immer anging, solche Figuren sehen zu lassen. Sie besahen mit mir die Gärten, die königlichen Wohnzimmer, die Gemälde = Sammlung, und das neuerbaute Bureau des affaires étrangères, worin die Bildnisse aller damals lebenden europäischen Potentaten, von den besten Meistern, zu sehen waren, und andere Derter mehr. Sie wollten nun aber auch den König sehen, und dieß wußte ich nicht anders anzustellen, als sie in die Kapelle zu führen; und zwar auf das Chor, wo die Musik war, gerade dem königlichen Betstuhle gegenüber, wo man den König recht wohl ausnehmen konnte. Nun dachte ich durch einen genauen Unterricht allen dummen Streichen vorzubeugen, und band ihnen fest ein, alles mitzumachen, was sie von andern Leuten sehen würden: darunter verstand ich das Aufstehen beim Evangelio, das Niederknien bei der Wandelung, und was sonst während der Messe beobachtet wird; aber meine Junker, welche nur Begriffe von lutherischen Kirchengebräuchen hatten, glaubten, es würde gemeinschaftlich gesungen werden, etwa das Lied: Herr Jesu Christ, dich zu uns wend &c. oder dergleichen. Als nun eben, da wir hereintraten, die Sänger der Hofkapelle ein Tutti anstimmten, fielen die Tölpel, um ja meiner Anweisung getreu, sich in nichts von andern Leuten zu unterscheiden, mit einem erschrecklichen Geblöke mit in den Gesang,

und